

Bei Windstärke neun wird noch das Essen serviert

*Durch den Golf der Leiden
nach Puerto Eden*

Die Einfahrt in den über 50 Kilometer langen Kanal, der uns von den landgeschützten Fahrrinnen zum offenen Pazifik bringen würde, begann mit heftigem Regen. Da wir eine relativ enge Furt befuhren, wurden wir von den mächtigen Windböen, die vom Pazifik heranrausten, zunächst noch verschont. Was sich aber oberhalb der Berge abspielte, war furchterregend. Vor dem sich eindunkelnden Himmel rasten schwarze Wolkenketten hoch über uns in unglaublicher Geschwindigkeit über die Berge. Es heulte zum Gotterbamen, als warteten alle bösen Geister des Pazifiks nur darauf, über das Schiff herzufallen, sobald es den Windschatten der Fjorde verlassen würde. Hexensabbat über Südchile. Schließlich wurde es dunkel, und nur die Deckleuchten erhellten die stockfinstere, tobende Nacht. Mit Bangigkeit im Herzen gingen wir schlafen.

Mitten in der Nacht gab es einen kräftigen Bums. Ein Schmerzensschrei und ein Fluch, Johannes war aus dem Oberbett gefallen. Ich wurde wach und bemerkte augenblicklich, dass das Schiff extrem schwankte. Die „Amadeo“ bewegte sich so heftig und unvorhersehbar nach links und nach rechts, dass Johannes, der sich neben meinem Bett gerade wieder aufgerappelt hatte, erneut hinfiel.

Augustin im Nachbardoppelbett knipste das Licht an. „Ist jemand verletzt?“ fragte er.

Johannes hielt sich am Bettrahmen fest. „Geht schon“, sagte er. „Nur ein blauer Fleck“. Wieder schwankte das Schiff, und nur mit Mühe konnte sich Johannes wieder ins Oberbett ziehen.

„Wir haben den Pazifik erreicht. Es scheint aber nicht so schlimm zu sein“, meinte Augustin.

„Wie bitte?“ fragte ich. „So einen Seegang habe ich noch nie erlebt.“

„Aber für hiesige Verhältnisse ist dieser Seegang wahrscheinlich nichts Besonderes. Wenn es wirklich gefährlich wäre, hätte das Schiff vor dem offenen Meer gestoppt“, erklärte Augustin. „Ich würde jetzt einfach weiterschlafen.“

Miguel und Joseph brauchten diesen Hinweis nicht. Schnarchend schliefen sie den tiefen Schlaf der Naturburschen.

Kurz darauf ließ der Seegang etwas nach, und ich schlief wieder ein. Als ich am nächsten Morgen erwachte, hatte das Schaukeln erneut eingesetzt. Joseph lag im Bett, war blass und sagte nichts. Ich stand auf und bemühte mich darum, das Gleichgewicht zu halten. Durch das Bullauge tanzte der Horizont, und mir wurde augenblicklich schlecht. Wenigstens einen Vorteil hatte der hohe Seegang aus zivilisationsheoretischer Sicht: man konnte einfach nicht im Stehen pinkeln.

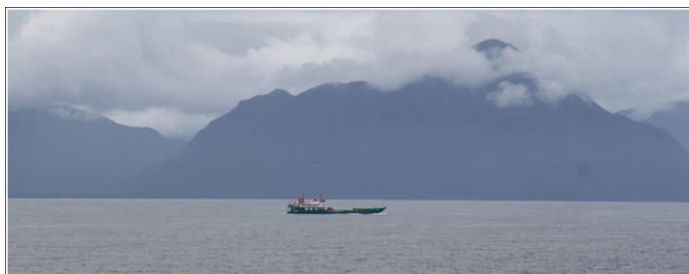
In der Messe war kaum ein Tisch besetzt. Das Frühstück stand bereit, doch die meisten Passagiere waren in der Kabine geblieben. Johannes brachte mir eine Tablette gegen die Seekrankheit. „Hau dir die rein und setz dich still in die Ecke und warte, bis es besser wird. Und geh bloß nicht auf Deck, das haut dich einfach um“, warnte er mich.

Als ich die Karte studierte, erkannte ich, dass wir die schützenden Fjorde der Binnengewässer verlassen hatten, uns aber noch in direkter Ufernähe befanden. Die „Amadeo“ fuhr nun durch den Pazifik im Windschatten der Insel Taitao nach Süden, ein heikles Unterfangen, weil sich das Schiff wegen der Untiefen nicht zu sehr der Küste nähern durfte, aber sich andererseits davor hüten musste, zu weit auf das Meer hinauszufahren, weil es dort auf meterhohe Wellen treffen würde. Wieder beschlich mich die Furcht, die Ladung im Unterdeck könnte verrutschen, zumal das Schiff bei dem heftigen Seegang beunruhigende Geräusche machte: Knirschen, Rutschen und ein undefinierbarer Ton, als würde der Schiffsstahl bis an die Grenzen seiner Belastungsfähigkeit beansprucht. Als ich an Deck ging, wurde ich fast vom Schiff geweht. Nichts war zu sehen als Gischt und Wasser, nichts war zu spüren, als die Flaueheit im Magen und ein irritierter Gleichgewichtssinn.

Am späten Vormittag hatte die „Amadeo“ bei Sturm und Regen die Península Tres Montes erreicht, die als Fortsetzung der Insel Taitao wie ein riesiger Elefantenrüssel weit in den Pazifik ragte. Jenseits der Península Tres Montes begann die Durchquerung des offenen Pazifiks auf einer Strecke von knapp einhundert Kilometern. Golfo de Peñas – „Golf der Leiden“ - war der Name der großen Meeresbucht, die von den Fähren auf dem kürzesten Weg in Richtung Südosten passiert werden musste, um möglichst bald wieder die windgeschützten Fjorde zu erreichen. Ich hatte schon im Vorfeld der Reise allerlei Unangenehmes über diese Passage gelesen. Eine Reisegeschichte beschrieb eine Querung der Bucht im Winter, als sich jede Menge Schafe an Bord befunden hatten, sodass am Ende Mensch und Tier in einer seltenen Leidensgemeinschaft die Böden vollreiherten. Wenigstens das würde uns erspart bleiben. Klaus Bednarz,

der mit der Navimagfähre „Magallanes“ diese Bucht während eines Orkans befahren hatte, berichtete, wie bei Windstärke 12 die untere Reling fast die Meeresoberfläche berührt hatte.

Um die Wahrheit zu sagen: Ganz so schlimm hatten wir es dann doch nicht angetroffen. Das Rollen und Stampfen, das Schwanken und Ruckeln der Fähre trieb die Leute reihenweise auf die Toiletten oder hielt andere den ganzen Tag über in den Kabinen. Das stundenlange Heben und Senken des Schiffes war eine üble Tortur, aber immerhin eine Tortur, an die man sich mit der Zeit gewöhnen konnte und die nie jene klar erkennbare Grenze überschritt, jenseits derer es wirklich gefährlich geworden wäre. Windstärke neun, meinte Pedro, der Küchensteward, das sei doch wohl ein Klacks. Und hoffentlich kämen die Passagiere wenigstens zum Abendessen aus den Kabinen, denn man habe mit Hingabe und Liebe gekocht.



Je näher wir der Küste kamen, desto mehr beruhigte sich die See. Hinter düsteren Nebelvorhängen wurde im Süden der Bucht sogar eine Inselgruppe sichtbar, die ich mit Hilfe der Karte als die Byron-Inseln identifizierte. Die Byron-Insel trug ihren Namen nicht zur Erinnerung an den englischen Dichter Lord George Gordon Byron, sondern zu Ehren seines

Großvaters, des Weltumseglers John Byron, der im Jahre 1765 als einer der ersten britischen Kapitäne noch vor James Cook die Welt umsegelt und die Falklandinseln für Großbritannien in Besitz genommen hatte. Fast noch berühmter als John Byrons Weltumseglung war die Geschichte seines Schiffsbruchs und seiner Rettung durch die Seenomaden, die sich vierundzwanzig Jahre vorher abgespielt hatte. Im Jahre 1741 hatte John Byron als junger Matrose auf einem winzigen Segler an einer Südamerikaexpedition teilgenommen, die in der Inselwelt Südchiles Schiffbruch erlitt. Die Erinnerung an diesen Schiffbruch des späteren Weltumseglers hat der französische Schriftsteller Jean Raspail in einer Episode seines Romans „Sie waren die Ersten. Die Tragödie der Feuerlandindianer“ verarbeitet. In diesem Roman schickte Raspail in seiner Dichterfantasie den gestrandeten John Byron auf die Suche nach den Seeindianern, die seine einzige Rettung waren. „Wie lange mochte der Midshipman John Byron wohl allein umhergeirrt sein, ohne Feuer, sich von Muscheln und rohen Wurzeln ernährend, zitternd vor Kälte unter dem Schutz von ein paar Zweigen, nie weit von dem Lager der Wilden entfernt,“ hieß es bei Jean Raspail, „der stinkende Rauch, der oben aus den Hütten der Eingeborenen drang, war für den Schiffbrüchigen das einzige Zeichen der Hoffnung. Keiner von ihnen hatte sich ihm genähert. Niemand interessierte sich für den armseligen Fremden, der nichts Außergewöhnliches aufzuweisen hatte.“ Sehnsüchtig beobachtete der junge Byron die Nahrungsvorräte, denn die Indianer „hatten stets einen Vorrat an Fleisch, den sie in den Bäumen aufhingen. Es waren Stücke einer toten Robbe, aber auch Menschenfleisch, denn sie hatten eine alte Frau aufgeessen, um deren Knochen sich die Hunde noch zwei Wochen später balgten.“ Schließlich hatten die Indianer ein Erbarmen und ließen den

Erfrierenden in ihre warmen Zelte. So ähnlich muss es gewesen sein, denn ohne die Seeindianer hätte John Byron in den südchilenischen Fjorden nicht überleben können. Die Indianer pöppelten den jungen Engländer mit Vogelinnereien und Robbenköpfen wieder auf, lehrten ihn das Überleben in der Eisswelt des Südens und nahmen ihn mit auf die Jagd. „Er hatte sie alle weder hässlich, noch stinkend, noch schmutzig befunden“, sinnierte der fiktive Byron am Ende seines Aufenthaltes. „Und sie kamen ihm auch nicht mehr wie Wilde vor. Er konnte sie einfach nicht mehr so beurteilen, weil er sich selbst schmutzig, stinkend und hässlich hätte finden müssen, mit seinem struppigen Haar voller Läuse, seinen Füßen voller Schwielen, seinen schwarzen Nägeln, seiner Sprache, die aus etwa dreißig gutturalen Wörtern bestand, deren Sinn er verstanden hatte und die er eifrig wie ein zurückgebliebenes Kind wiederholte.“ Schließlich brachten ihn die Indianer nördlich bis zum Golfo de Peñas und setzten ihn auf einer Insel aus. Auf dieser Insel, die heute als „Isla Byron“ den Namen des berühmten Schiffbrüchigen trägt, fanden ihn die Walfänger aus Chiloé, brachten ihn nach Puerto Montt, von wo aus er nach einer abenteuerlichen Odyssee Rio de Janeiro erreichte, ehe es ihm gelang, nach England heimzukehren.

Über zwanzig Jahre später, im Jahre 1765, sollte John Byron auf seiner Weltumsegelung nicht nur die Falklandinseln für Großbritannien in Besitz nehmen, sondern noch einmal in die Fjorde des chilenischen Südens zurückkehren. Warum? Jean Raspail konstruierte aus dieser Rückkehr in seinem Roman ein groteskes Wiedersehen des weltberühmten Seefahrers mit den kleinen stinkenden Männern, die ihn gerettet hatten – ein Wiedersehen, das allerdings schrecklich daneben ging.

Die historische Wahrheit war prosaischer. Was aus den Indianern geworden war, die John Byron gerettet hatten,

wusste niemand, und der berühmte Commander hatte sich später auch nicht mehr darum gekümmert.

Sie blieben ebenso namenlos wie ihre indianischen Stammesgenossen, die seit Jahrtausenden diese Küsten als Seenomaden bewohnten. Sie selbst nannten sich „Kaweskar“, was so viel bedeutete wie „Mensch“, wurden aber von den Weißen später als Alacalufe bezeichnet. Da sie äußerlich so gar nicht dem Bild der „schönen Wilden“ entsprachen, das die Vordenker der Aufklärer ihren Lesern vorgaukelten, wurden sie verachtet, geächtet, verfolgt und getötet. Der Schwanengesang der Kaweskar wurde erst nach dem Untergang der Kaweskar von Jean Raspail in dem oben erwähnten Roman verfasst. Ich hatte den Roman als Taschenbuch im Reisegepäck und versenkte mich in den Stunden des Regens in die Saga der Kaweskar, in die fantasievoll entfaltete Geschichte ihrer langen Wanderung von der Bering- zur Magellanstraße über einen Zeitraum von 10.000 Jahren, ihre Begegnungen mit Magellan, Drake, Byron und Darwin und schließlich ihren Untergang.

Ein laut tutendes Signal ertönte, als die „Amadeo“ den Pazifik verließ und den Eingang zum Messier-Kanal passierte. Da es noch immer heftig regnete, hatten sich alle Passagiere in der Messe versammelt. Ihren Gesichtern war Erleichterung anzusehen, nicht nur, weil die turbulenteste Passage der Reise überstanden war, sondern auch, weil das Schiff nun wieder ruhiger im Wasser lag und die Symptome der Seekrankheit abklangen.

Paula und Sofia, zwei junge deutsche Frauen, die wir bisher noch nicht kennengelernt hatten, setzten sich zu uns an den Tisch. Paula mochte etwa Mitte zwanzig sein, gefiel sich aber trotz ihrer Jugend darin, die knallharte Travellerin herauszukehren. Im stakkatoartigen Vortragsstil erfuhren wir, dass sie in Darmstadt ihren Job als Filialleiterin einer

Aldi-Niederlassung geschmissen hatte, weil ihr die Arbeit viel zu stressig gewesen war. Sie hatte sich sodann von ihrem Freund getrennt, ihre Sparkonten aufgelöst, um mit ihrer Freundin Sofia durch Südamerika zu reisen. Während Paula uns haarklein von den diversen Darmstädter Abschiedspartys erzählte, saß die besagte Freundin Sofia schweigend am Tisch und schrieb Texte in ihr Tablet. Von unserer Unterhaltung konnte sie nichts verstehen, da sie fest mit ihren Ohrhörern verdrahtet war. Ich hatte sie bisher nur schreibend mit ihrem Tablet gesehen und unterbrach Paula in ihrer Suada.

„Was schreibt denn deine Freundin ständig in ihr Tablet?“ wollte ich wissen.

Paula stutzte, unterbrach ihre Erzählungen. „Ach, die schreibt den ganzen Tag Liebesbriefe an ihren Macker zuhause. Ist ja peinlich. Sich erst mit großem Trara trennen und in Übersee vor Heimweh vergehen.“

„Hast du denn gar kein Heimweh?“, fragte ich.

„Nö“, gab Paula zurück, und ohne sich weiter mit Sofia oder mir aufzuhalten, setzte sie ihre Vita genau an der Stelle fort, an der sie unterbrochen worden war. Die letzten Abschiedspartys rauschten vorüber, Tränen der Mutter, blöde Ratschläge des Vaters, der Flug nach Peru, der schrecklich gewesen sei, Regen am Machu Picchu, Betrug in Bolivien und Magenverstimmung in Córdoba.

Während ich mit einer Mischung aus Fatalismus und Schläfrigkeit ihren Schilderungen lauschte, musste ich mir eingestehen, dass sich mir in Paulas Gestalt eine Befürchtung personalisierte, die mich schon im Vorfeld der Reise geplagt hatte: die Schreckensvision unablässig Party feiernder Jungtraveller, wie sie dem Betrachter auf manchen Navimag-Bildern im Internet entgegentrat. Wenn es so war, dann hatte Paula die falsche Reisegemeinde erwischt, wie ihr denn auch

die ganze bisherige Reise uncool und langweilig erschien. Das hatte sie sich doch ganz anders vorgestellt. „Was kriegen wir denn hier schon zu sehen?“, fragte sie misstrauisch. „Wolken, Regen, Nebel und hier und da paar Möwen“, gab sie sich selbst die Antwort. „Da hätte ich mich auch zu Hause in die Waschküche setzen können.“ So ganz Unrecht hatte sie nicht. Der Genuss dieser Schiffsreise war auf jede Menge Fantasie und Einbildungskraft angewiesen. „Sensation ist das große Ziel unseres Lebens“, hatte der englische Dichter Lord Byron (der Enkel des schiffbrüchigen John Byron) verkündet, und wenn man griesgrämig sein wollte, begegnete man in der Person Paulas der Schwundstufe dieser Motivation auf der Ebene des Reisens. Die größte Sensation, die Paula und Sofia bislang auf ihrer Reise widerfahren war, hatte sich übrigens im argentinischen Mendoza ereignet, wo den beiden ihre Kamera geklaut worden war. Machte aber nichts, denn nun schossen sie nur noch Fotos mit Sofias Tablet, was den Vorteil hatte, dass man die Bilder über die Cloud sofort in die Heimat schicken konnte.

So verging Stunde um Stunde, während es draußen regnete, als stehe das Ende der Welt bevor. Ich schaute aus dem Bullauge und sah nichts als Regen, Nebel und Gischt. Eine völlig verregnete Reise durch China fiel mir ein, unendlicher Landregen im Becken von Szechuan. Die Nässe war mir ins Gemüt gekrochen. Dann zwei Wochen Dauerregen in Puerto Escondido in Mexiko. Alle Traveller hatten in der dunklen Küche des Guesthauses gegessen und mit den Pappelöfeln die Fliegen totgeschlagen. Nur einer hatte seine Freundin dabei gehabt, mit der er jeden Regentag durchvögelte. Ihr lustvolles Röhren hatte sich mit den Geräuschen des Monsunregens auf den Holzdächern vermischt. Nie werde ich diesen Mix vergessen.

Die Stimmung im Aufenthaltsraum der „Amadeo“ aber war vollkommen anders. Es wurde gejauchzt und gelacht, die Rotweinflaschen standen ganz unverhohlen auf den Tischen, und sogar der Küchensteward Pedro wurde zu einem Becher eingeladen. Max und Wendy, von der Seekrankheit wieder genesen, saßen inmitten einer Gruppe junger Leute am Tisch und erzählten von ihrer Farm. Ein erfolgreiches, arbeitsames Leben lag hinter ihnen, nun war die Ernte angesagt. Gina erklärte ihrem Herbert, dass der Kanal, den sie gerade befuhren, nach dem französischen Astronomen Charles Messier benannt sei, doch Herbert zog seine übliche Schnute. „Hat dieser Charles Messier denn diesen Kanal entdeckt?“ wollte Johannes wissen.

„Nein. Messier war nur Astronom und Kartenzeichner und seine Karriere endete, als er in seiner Bücherei die Treppe herunterfiel.“

Erst am frühen Abend ließ der Regen nach, und die Plaudergemeinschaften des Versammlungsraumes begannen sich zu zerstreuen. Als ich kurz vor Sonnenuntergang über Deck spazierte, war es merkwürdig windstill und warm, trotzdem begann sich ein Teil der Wolken zu heben, so dass blaue Himmelspassagen sichtbar wurden. Eine ungewohnte Helligkeit ergoss sich plötzlich über die Landschaft, illuminierte die Konturen der östlichen Küstenlinien, die nun wie Geisterberge aus dem Nebel hervortraten. Die Felsabstürze links und rechts der Fahrrinne waren giftgrün bemoost, die Gischt tanzte als weißer Schaum auf den Wellenkronen. Im Westen aber war alles dunkel und schwarz, eine Front der Düsternis, die der Sonne nicht weichen wollte, ein beängstigender und zugleich lehrreicher Anblick dafür, wie groß die ästhetische Ausdruckskraft der Natur sein konnte. Und ein Beweis dafür, dass sich zehn Stunden des Regens lohnten für eine Stunde der Schönheit.

Leider dauerte dieses abendliche Intermezzo kaum dreißig Minuten. Dann wurde der Vorhang wieder zugezogen, die dunklen Wolken fielen wieder herab, die Sonne verschwand, und eine graue Dämmerung brach an. Bald wurde es stockdunkel, und nur die Steuerbrücke leuchtete in der Dunkelheit.

Wir fuhren in ein schwarzes Nichts hinein, dessen Passage in der Dunkelheit nur mit Hilfe von GPS und Radargeräten möglich war. Der Bezirk der pazifischen Winde lag hinter uns, nun befuhren wir eine Route voller Untiefen und Riffe, die dutzendfach die Fahrrinnen blockierten und die slalomartig umfahren werden mussten. Die Karte auf dem Kapitänsdeck zeigte, dass wir uns noch immer im Messier-Kanal befanden und dass wir im Westen die große Insel Wellington passierten, eine Landzunge mit so vielen fragmentierten Küsten und Meeresarmen, dass man sie auf der Karte kaum als Insel erkennen konnte.

Es war schon stockdunkel, als in der Ferne plötzlich Lichter sichtbar wurden. Die ersten Lichter seit zwei Tagen. Es waren die Lampen von Puerto Eden an der Ostküste der Insel Wellington, auf der etwa zweihundert Menschen, zum größten Teil Nachfahren der Kaweskar-Indianer, vom Fischfang lebten. In einer Rangliste der weltabgelegensten und isoliertesten Ort der Erde hätte Puerto Eden locker mit nordsibirischen Jurtendörfern oder den heruntergekommenen Weilern auf den Aleuten konkurrieren können, und doch war genau hier in den letzten Jahren ein bescheidener Ökotourismus für jene hard-core-Traveller entstanden, die unbedingt am Rande des Nichts trekken oder Kajak fahren wollten. Eine solche Truppe, die sich seit einigen Wochen in der Umgebung von Puerto Eden mit existentiellen Erfahrungen vollgepumpt hatte, nahmen wir an diesem Abend auf, fünf rustikale Kerle in mittleren Jahren, die in

einem Motorboot vom Ort zum Schiff gebracht wurden und die sich ohne große Begrüßungsfeierlichkeiten gleich in ihre Kabinen zurückzogen und pennten.

Ich stand an Deck und betrachtete die Uferlichter, die wie ein kümmerlicher Saum den Platz markierten, an dem Puerto Eden lag. Was für ein wunderbarer Name und welch ein schauerlicher Ort. Denn was es über ihn zu lesen gab, war wenig erbaulich: Alkoholismus und Agonie im ewigen Dunst und nur hier und da der Besuch von Weltenschnüfflern, die sich mit der Verlassenheit am Ende der Welt ein wenig ihren Alltag würzen wollten. Genau wie ich, der ich in diesem Augenblick an der Reling stand und ganz deutlich ein Unbehagen darüber verspürte, diesen Ort ungesehen zu passieren.

Außer dem Deutschargentinier Augustin und seinem Freund Miguel war niemand mehr anwesend, als ich die Messe betrat. Sie saßen bei einem Bier an einem Ecktisch und winkten mich heran. In der Küche klapperte das Geschirr; Pedro bereitete bereits das Frühstück für den nächsten Tag vor. Im funzeligen Messelicht sah Augustin noch schlechter aus als sonst, seine Augen lagen tief in den Höhlen, die Wangen wirkten eingefallen, und sein Teint hatte sich in den letzten beiden Tagen weiter gelb eingefärbt. Demgegenüber bot Miguel ein geradezu obszönes Bild der Gesundheit, seine schwellenden Wangen und seine vollen Lippen wirkten, als wäre es der Gesundheit fast zu eng in seinem Körper. Nun betrat auch Johannes die Messe, er hatte eine Flasche Wein mit zwei Bechern dabei und setzte sich zu uns. Die leichte Kopfverletzung, die er sich bei seinem Bettsturz in der letzten Nacht zugezogen hatte, hatte sich oberhalb seiner rechten Augenbraue in ein klassisches Veilchen verwandelt.

„Habt ihr eigentlich Kinder?“ fragte Augustin unvermittelt, als Johannes die Becher einschenkte.

Johannes erzählte, dass er zwei erwachsene Kinder habe, der Sohn lebte in Australien, die Tochter tingelte durch Indien. Ich musste zugeben, dass ich keine leiblichen Kinder hatte, konnte aber zwei Patenkinder und eine Stieftochter anführen.

Miguel, der kein Englisch verstand, aber interessiert über den Tisch schaute, war bereits Vater, wie Augustin berichtete. Wenngleich schon seit zwei Jahren geschieden.

„Und was ist mit dir?“ fragte ich Augustin. „Hast du denn Kinder?“

„Ich habe keine Kinder“, antwortete Augustin, mit ausdruckslosem Gesicht, um nach einer kurzen Pause hinzuzufügen: „Es hat sich einfach nicht ergeben.“

„Erzähl doch mal, was dich nach Argentinien verschlagen hat“, forderte ich Augustin auf.

„Interessiert dich das wirklich?“

„Klar, ich liebe Auswanderergeschichten“, gab ich zurück, „wahrscheinlich, weil ich mich selbst nie getraut habe.“

„Vielleicht kannst du heute darüber froh sein, denn im Ausland zu leben, ist kein Zuckerschlecken“, antwortete Augustin. Er blickte auf seine Bierdose und nahm noch einen Schluck. „Was bringt einen schon in ein anderes Land?“ paraphrasierte er meine Frage. „Der Überdruß an der Heimat, die Liebe oder das Geld, manchmal auch alles zusammen.“

Es war deutlich zu erkennen, dass Augustin nicht allzu viel Privates preisgeben wollte. Immerhin erzählte er, dass er seit über 25 Jahren in Buenos Aires lebte, nach seiner Meinung eine der großartigsten und zugleich rätselhaftesten Städte der Welt. In dieser Zeit hatte er alle Höhen und Tiefen der jüngeren argentinischen Geschichte hautnah mitbekommen, die Hyperinflation der späten 1980er Jahre und die Regierungszeit des Rechtsperonisten Carlos Menem ebenso

wie den Staatsbankrott im Jahre 2001 und nun das linksperonistische Regiment der Kirchners.

Er nahm einen kräftigen Schluck Rotwein und schüttelte den Kopf. „Eine verrückte Zeit war das“, sagte er, „eine Zeit, in der man mehrmals hintereinander wohlhabend und wieder arm werden konnte, ohne dass man viel dazu tun musste.“

In der Zeit der Hyperinflation der späten Achtziger Jahre, als man einen Rucksack voller Papiergeld für einen Wochenendeinkauf brauchte, hatte Augustin offenbar geschickt taktiert, hatte sich seiner Schulden entledigt und eine Handelsfirma gegründet, die während der Regierungszeit von Carlos Menem und seinem weit überhöhten Peso-Kurs wieder zugrunde gegangen war. Beim Staatsbankrott von 2002 hatte er dann einen Großteil seines Vermögens verloren, weil er es versäumt hatte, sein Geld rechtzeitig in Dollar umzutauschen. „Es ist eine Tragödie“, meinte Augustin, „wie dieses früher so reiche und wohlhabende Land immer mehr vor die Hunde geht.“

„Wer ist daran schuld?“ fragte ich. „Ich weiß, eine globale Frage, aber es würde mich interessieren, wie jemand, der im Land lebt, diese Frage beantwortet.“

„Die Politiker“, gab Augustin sofort zurück. „Und hier vor allem die Peronisten. Die Peronisten sind die Pest Argentiniens, ganz egal, ob es sich um neoliberale Rechtsperonisten oder sozialistische Linksperonisten handelt. Sie sind wie eine Mafia, die das ganze Land zugrunde richtet. Zurzeit drohen wieder Inflation und Staatsbankrott, und alle, die können, fliehen in den Dollar. Wer keine Dollars hat, ist gekniffen.“

„Wie hast du denn diese Tour auf der „Amadeo“ bezahlt?“, wollte Johannes wissen.

„Natürlich in Dollars“, antwortete Augustin. Er hatte also doch noch Reserven.

„Hier in Chile sind die Verhältnisse ja wohl nicht ganz so katastrophal“, fügte ich ein. „Jedenfalls sind die Preise stabil – und leider auch ein gutes Stück höher.“

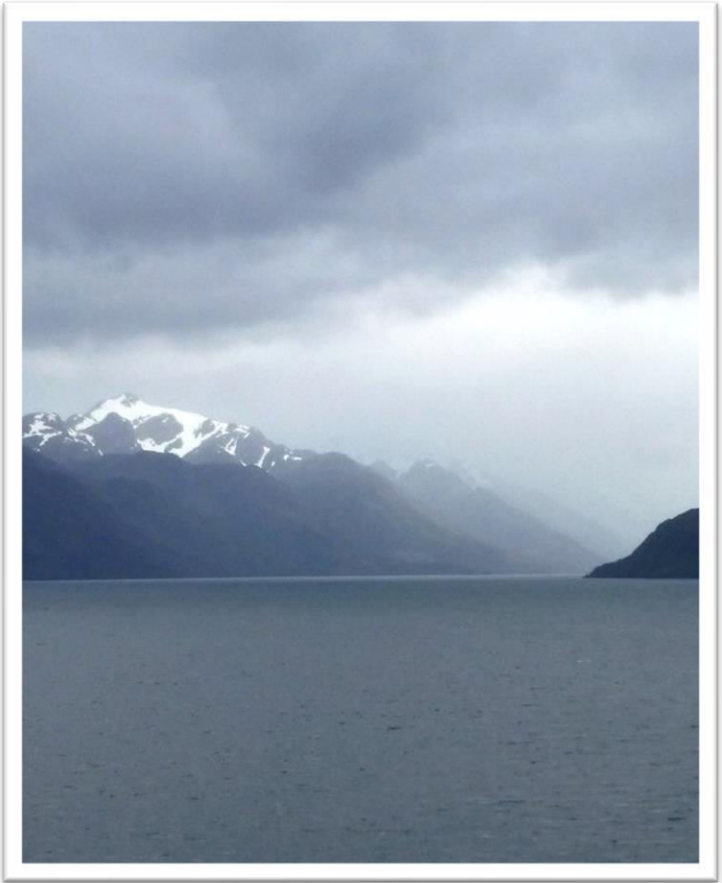
Augustin trank seinen Becher leer und lehnte sich zurück. „Ganz so schlimm wie in Argentinien ist es in Chile nicht. Aber man darf sich nicht täuschen. Das Land hat auch ganz gewaltige Probleme.“

„Aber es droht doch kein Staatsbankrott, und auch die Korruption hält sich in Grenzen“, widersprach ich. „Oder täusche ich mich?“

„Gemauschelt wird auch hier“, sagte Augustin. „Und gerade, dass es dem Land vergleichsweise gut geht, schafft Begehrlichkeiten. Die Unterschichten fordern den Aufbau eines europäischen Wohlfahrtsstaates, die Wohlhabenderen wollen keine höheren Steuern zahlen, das passt einfach nicht zusammen. Und über die Beurteilung der Pinochet-Diktatur geraten sich die Leute heute noch in die Haare. Die Wohlhabenden verehren ihn insgeheim, weil sie ihm zugutehalten, dass er sie vor dem Sozialismus gerettet hat. Die Mehrheit aber verübelt ihm seine Methoden, die Morde und die Konzentrationslager, in denen Tausende auf Nimmerwiedersehen verschwunden sind.“

„Aber das ist nun doch auch schon über vierzig Jahre her“, wandte ich ein.

„Na und?“ fragte Augustin. „Euer Weltkrieg und eure Nazi-Diktatur sind schon 70 Jahre her, und wie ich so mitbekomme, sind die Zeitungen und die Fernsehprogramme noch immer voll davon.“



Nelsonstraße